

Video(r) ergo sum! (Ich werde gesehen, also bin ich)

Dr. rer. med., Dipl.-Psych. Martin Altmeyer

Vortrag, 15. April 2002, im Rahmen der
52. Lindauer Psychotherapiewochen 2002 (www.Lptw.de)

„Gilt für die gläubige Teilnehmergeinde der neuen interaktiven TV-Formate immer noch, was Adorno und Horkheimer (1949) in ihrer ‚Dialektik der Aufklärung‘ der Kulturindustrie einmal vorhielten, dass sie nämlich, ihre Konsumenten um das (betrügt), was sie ihnen immerwährend verspricht? Sind sie nicht doch das Subjekt einer medialen Veranstaltung, die sie zwar zum Objekt macht, aber gerade dadurch der Namenlosigkeit entreißt und ihnen zur Existenz verhilft - das „neue“ Subjekt eben, das im Auge der Kamera entsteht? Videor ergo sum!“ Mit dieser offenen Frage habe ich einen Beitrag beendet (Altmeyer 2001), der sich mit Inszenierungen von Identität in der Postmoderne befasst. Die dort angestellten Überlegungen, die von einer Analyse der überaus erfolgreichen Reality-soap *Big Brother* ausgegangen sind, nehme ich heute wieder auf und führe sie einerseits zeitdiagnostisch, andererseits metapsychologisch weiter.

Die Verbindung von Metapsychologie und Zeitdiagnose, die ich Ihnen aufzeigen möchte, liegt in einer intersubjektiven Reformulierung des psychoanalytischen Narzissmusbegriffs (vgl. Altmeyer 2000). Erst ein solcher definitorischer Kunstgriff gestattet uns, charakteristische Erscheinungen des Zeitgeists als verdeckte Suche nach spiegelnder Anerkennung zu deuten, in denen sich das bildet, was ich postmoderne Identität nenne. Um es pointiert auszudrücken: Im grassierenden medialen Narzissmus kommt eine Basisinteraktion der Menschwerdung zum Vorschein, in der sich das Selbst nicht etwa selbstbespiegelt, sondern sich im Spiegel des Anderen erkennt.

Ich beginne mit einigen Vorbemerkungen zu einer medialen Theorie des Narzissmus, beschäftige mich mit einer auffälligen Verschiebung im zeitdiagnostischen Diskurs, betrachte das entsprechende Panoptikum postmoderner Selbstfindung und die korrespondierenden zeitgenössischen Identitätsstörungen, beziehe mich auf den „intersubjective turn“ in der Psychoanalyse, „rehabilitiere“ die Spiegelmetapher für die psychoanalytische Situation – und bin zuversichtlich Ihnen all das in der mir zur Verfügung stehenden Zeit vorzutragen, um dann mit Ihnen darüber diskutieren zu können.

I. Vorbemerkungen zu einer medialen Theorie des Narzissmus

Videor ergo sum! Das Thema lädt nun geradezu ein zur alteuropäischen Entrüstung über die Medialisierung der Welt, über den Verlust von Privatheit und Intimität, es ermuntert zur kulturpessimistischen Analyse der eiteln Kamerasucht, der wir im zeitgenössischen Alltag überall begegnen, zur psychoanalytischen Dekonstruktion der narzisstischen Lust am eigenen Bild, wie sie uns im Zeitalter, dessen Leitmedium das Fernsehen ist, ständig vor Augen geführt wird. Solche verständlichen Erwartungen, falls ich Sie bei Ihnen denn vermuten könnte, ich müsste sie enttäuschen. Die vornehme Verachtung dieser Erscheinungsformen des Zeitgeists (die ich selbst gut nachvollziehen kann) - ich teile sie nicht. Auch nicht die verfallstheoretischen Diagnosen, die daran den Verlust von Scham, die Auflösung des Überich oder gar das Verschwinden des Subjekts meinen ablesen zu können. Dem notorischen Verachtungsdiskurs mag ich mich schon deshalb nicht anschließen, weil er von Autoren geführt wird, die sich selbst gerne im Rampenlicht der Öffentlichkeit sehen und um Aufmerksamkeit ringen, also partizipieren am medialen Spiel um Bedeutung, das sie zugleich so angewidert diagnostizieren. In der öffentlichen Anerkennung, nicht im stillen Kämmerlein, erweist sich geradezu ihre Identität als Intellektuelle - auch sie wollen schließlich gesehen, gehört, beachtet und schließlich anerkannt werden. Dazu müssen sie einen Markt finden, der ihre Produkte abnimmt, und am medialen Wettbewerb teilnehmen, ob sie das wollen oder nicht..

Das ist keineswegs denunziatorisch gemeint, sondern führt uns mitten in die Sache. Das Narzisstische, von klugen Köpfen im zeitgenössischen Sozialcharakter ausgemacht, ist ein ständiger Gefährte im eigenen intellektuellen Revier. Wir alle, die wir Bücher schreiben, Artikel verfassen oder Vorträge halten, wir alle sind auf Leser, Zuhörer, Zuschauer angewiesen, die unsere Hervorbringungen wahrnehmen. Die „Opus-Phantasie“ des Künstlers, die ein imaginiertes Publikum immer schon mitenthält, hat der Literaturwissenschaftler Peter von Matt (1979) einmal jene unbewusste Vorstellung genannt, die den kreativen Prozess still begleitet; es ist eben nicht bloß das Werk, das „den Meister lobt“, sondern auch ein gewissermaßen vorphantasiertes Publikum. Ohne diesen imaginären Anderen kommt der Narzissmus, den Lacan (1936) in seinem legendären Aufsatz über das Spiegelstadium einmal den „Bildner des Ich“ nannte, nicht aus. Er hat – hier ist die Parallele zur dramatischen oder theatralischen Identität, von der Dieter Thomä in seiner Eröffnungsrede gesprochen hat - eine performative Dimension, die in den Kapriolen der zeitgenössischen Medienwelt offenbar reichlich Nahrung findet: Die narzisstische Aufführung hat den Charakter einer Inszenierung, einer in der Regel unbewussten Inszenierung, die allerdings nicht selten die Schwelle zur bewussten, strategisch durchgearbeiteten Aufführung überschreitet..

Nehmen wir ein aktuelles Beispiel aus der Welt der neuen Medien. Es gibt eine gut frequentierte Seite im Internet, die unter der Jugend gegenwärtig heiß genutzt wird und die in der Originalversion „Hot or not?“ heißt, im Deutschen „Bin ich sexy?“. Es geht darum, das eigene Foto ins weltweite Netz zu stellen und von unbekanntem Mitspielern auf einer Skala beurteilen zu lassen. Das sog. „Attraktivitäts-Barometer“ reicht von 1 bis 10, also von „völlig unattraktiv“ bis „ausgesprochen attraktiv“. Es gibt, nach Geschlechtern und sozialen Gruppen wiederum differenziert, zusätzlich „best-of“-Tabellen, so etwas wie Hitparaden der attraktivsten Fotos, also der „attraktivste Student“, die „attraktivste Sekretärin“ usw. Die Ratings der anonymen Betrachter und Betrachterinnen - sowohl die eigenen als auch die der mitmachenden Freundinnen und Freunde – geben nun nicht nur die begehrte Rückmeldung aus dem virtuellen Raum, sie bilden auch interessanten Gesprächsstoff in der Clique. Die fotografische Selbstpräsentation zielt nämlich auf eine Antwort gleich in doppelter Weise:

unmittelbar zielt sie auf ein Echo des Mediums, mittelbar auf das der peers, denen der geheime Seitenblick mit der Frage gilt: Wie attraktiv bin ich wirklich? Ist das nun Narzissmus, Narzissmus „pur“, wie wir vielleicht abschätzig sagen würden? Oder handelt es sich hier um Beziehung, um eine auf die virtuellen Niederungen medialen feedbacks freilich heruntergekommene Verfallsform einer Beziehung?

Jedenfalls geht es offensichtlich nicht um Sexualität, wie uns der Titel dieser Web-Seite glauben lassen möchte, sondern um Identität. Das interaktive Medienspiel um das eigene Bild sagt uns etwas Anderes über den Narzissmus, als das, was wir gewohnt sind, wenn wir von der Selbstverliebtheit reden. Ich werde gesehen, also bin ich! Dieses narzisstische Muster der Identitätsfindung scheint sich heute universell etabliert zu haben. Die Spiegelfunktion des Narzissmus, einst eine Domäne von Kleinkindalter, Pubertät und Adoleszenz, ist in einer Welt penetranter Medialisierung derart sozialisiert, dass wir nicht mehr unterscheiden können: Hat hier ein Infantilisierung der Gesellschaft stattgefunden, die im Gegenzug die Kindheit als abgegrenzte Phase zum Verschwinden bringt; oder sollen wir von einer kollektiven Regression unter der totalisierenden Herrschaft der Warenproduktion sprechen sollen, welche auch das Selbst noch zur Ware macht, die verkauft werden muss. Das *Videor ergo sum* ist gewissermaßen das geheime Mantra einer narzisstischen Phantasie, die in den Kapriolen der zeitgenössischen Lebenswelt immer wieder aufs Neue inszeniert wird.

(Illustration: Karrikatur aus dem New Yorker, die überschrieben sein könnte „DER POSTMODERNE MENSCH AUF DER SUCHE NACH VERORTUNG“)

II. Verschiebungen in den Mustern von Identität und Störung

Alle Zeitdiagnosen entwickelter westlicher Gesellschaften, soweit sie sich auf psychoanalytisch inspirierte epidemiologische Untersuchungen stützen, sind sich seit langem in einem einig: Süchte, Perversionen, Borderline-Strukturen, Bindungsprobleme, narzisstische Störungen haben zugenommen – bei einem Rückgang der klassischen Psychoneurosen. Es habe eine Verschiebung stattgefunden, von sogenannten „reifen“ neurotischen Konflikten zu sogenannten „frühen“ Störungen. Genetisch geht es, wenn man diesen Interpretationen glauben darf, um einen generellen Bedeutungsverlust der familialen Dreiecksbeziehung gegenüber der Mutter-Kind-Dyade, psychodynamisch um Schwierigkeiten, sich aus symbiotischen Verstrickungen zu lösen, um eine weitgehende Regression von der ödipalen auf die prä-ödipale Ebene, von der Ebene der Objektbeziehung auf die narzisstische Ebene. Die vorherrschenden psychopathologischen Muster haben sich nicht nur symptomatisch, sondern auch ätiologisch verändert, sie werden nicht länger als Ausdruck von Triebkonflikten, sondern als diffuse Ich- oder Selbststörungen interpretiert.

Bei diesen Zeitdiagnosen spielt es keine Rolle, ob sie sozialwissenschaftlicher, entwicklungspsychologischer, sexualmedizinischer oder familiensoziologischer Provenienz sind – sie teilen vor allem diesen einen Kernbefund: Nicht mehr Sexualität, sondern Identität sei das seelische Hauptproblem unserer Zeit. Und sie stimmen auch darin überein, dass der epidemiologisch scheinbar so evidente Strukturwandel der Störungsmuster irgendwie mit einem sozialen Wandel zu tun haben soll. Es wird eine lange Kausalkette konstruiert, die in der Regel mit sozialwissenschaftlichen Analysen einer individualisierten Multioptions- und Risikogesellschaft beginnt, in einem Zwischenglied wird sozialpsychologisch die Veränderung traditioneller Familienstrukturen hin zu partnerschaftlichen Beziehungen konstatiert (wobei die sog. neosexuelle Revolution immer eine Rolle spielt) und sich in

Vermutungen über soziale Isolation, Bindungsangst und normative Desorientierung ergangen, um dann zur außergeleiteten Persönlichkeitsbildung mit defizienter psychischer Struktur, insbesondere einer Überich-Schwäche, zu gelangen, die schließlich in die damit verbundenen Identitätsproblemen mündet: Wer bin ich eigentlich und wer will ich sein - in einer Welt, die mir keine klaren Verhaltensregeln, keine vorgegebene Biographie, keine eindeutige berufliche Perspektive, keine gesicherte Zukunft mehr bietet?

Mit solchen Ableitungen, die ich Ihnen hier völlig unterkomplex dargestellt habe, kann ich mich aus Zeitgründen nicht weiter befassen. Nur so viel, ihnen unterliegt die heimliche Idee einer Prägung seelischer durch soziale Strukturen, eine latente Abbildtheorie, die der Eigenwilligkeit und Widerständigkeit psychischer Prozesse zu wenig Rechnung trägt. Ich will Ihnen nur einen Einspruch vortragen, den ich im wesentlichen teile – aber wiederum nicht ganz. Reimut Reiche, der als Psychoanalytiker gleichzeitig Soziologe und Sexualwissenschaftler ist und mit seiner an Herbert Marcuse angelehnten These von der repressiven Entsublimierung vor über dreißig Jahren (Reiche 1968) selbst einiges zur Popularisierung der inzwischen so gängigen Zeitdiagnose beigetragen hat, derselbe Reimut Reiche bestreitet inzwischen, dass dem offensichtlichen Symptomwandel in der Psychopathologie ein entsprechender Strukturwandel zugrunde liegt. Im gängigen Theorem von der „Zunahme früher Störungen“ (Reiche 1991) erkennt er zwei Artefakte, die mit dem selbstreflexiven Potential postmoderner (oder, wenn Sie diese Begriffe vorziehen: postindustrieller oder postmaterialistischer) Gesellschaften zu tun haben. Erstens habe die Selbstreflexivität auch die Ebene der Kultur und der Persönlichkeit erreicht: Damit melden sich Störungen, die früher unter anderem Namen aufgetreten sind, heute als Psychopathologien zu Wort. Zweitens bringe die Postmoderne Bewegung auch in die Ordnung der Humanwissenschaften, im besonderen auch in die Psychoanalyse: Die alten Klassifikationen lösen sich im selbstreflexiven Blick auf, das Frühe an einer Neurose gerät in den Fokus der Aufmerksamkeit und wird dann zur „frühen Störung“ pathognomisch verdinglicht.

Das Reflexivwerden traditioneller Gewissheiten, die Dauerrevision von Normen, das potentielle Scheitern von Lebensentwürfen – so kann man Reiches Position zusammenfassen – hat dazu geführt, dass die Individuen jene Brüche in ihrer psychischen Identität stärker wahrnehmen und in den psychoreflexiven Sprachspielen der Selbstverwirklichung interpretieren, die sie früher fraglos hingenommen und in der Arena des Schicksals, der Religion oder der Armee agiert haben. Heute stelle die moderne Psychoanalyse dafür die Begriffe zur Verfügung. Der Symptomwandel verdanke sich einem veränderten Umgang mit belastenden inneren Konflikten und äusseren Anforderungen, die immer schon die Ontogenese bestimmt haben. Die seelischen Strukturprobleme im Prozess der Ich-Bildung seien jedoch unverändert geblieben: Immer noch gehe es um den Zusammenhang zwischen Trieb, Versagung und Schuld - diese Freudsche „Strukturformel“ (Reiche 2000), in den ödipalen Konflikt gewissermaßen eingeschrieben, habe von ihrer Bedeutung nichts verloren.

Reiches Argumentation hat aus zwei Gründen etwas Faszinierendes. Weil er den unbestreitbaren Phänomenen einer veränderten Lebenswelt Rechnung trägt, ohne in den von Sozialem auf Psychisches kurzuschließen, bleibt seine These erstens gefeit gegen die Larmoyanz einer kulturkritischen Nostalgie, die sich mit dem angeblichen Verschwinden des Subjekts in eine Endzeitstimmung hineinklagt. Weil er am Triebbegriff festhält, ohne ihn an den anthropologischen Mythos einer „menschlichen Natur“ zu binden, lässt er zweitens Raum für eine intersubjektive Reformulierung der Triebtheorie, wie sie bereits Laplanche (1996) vorgelegt hat: Der Trieb, ebenso wie der Triebverzicht unter der Kastrationsdrohung und die begleitenden Schuldgefühle,

entsteht aus den „rätselhaften Botschaften“, welche die ödipale Szenerie für das Kind identitätsstiftend bereithält – so könnte man Reiche in die Terminologie von Laplanche (1996) übersetzen. Allerdings verschenkt Reiche ein Erkenntnispotential, das in einer Analyse der neuartigen Identitätsmuster liegt. Er widmet den unbewussten Botschaften zu wenig Raum, welche die sog. frühen oder narzisstischen Störungen für die Welt bereit halten. Deshalb bleibt ihm auch der intersubjektive Mechanismus der Selbstfindung verborgen, der in den postmodernen Formen irritierter Identität aufscheint.

Hier unterscheide ich mich von Reiche und widerspreche seiner provokanten These, es habe sich im Grunde – er meint eigentlich: in der Tiefe – der seelischen Strukturbildung nichts geändert; deshalb blieben die alten psychoanalytischen Kategorien gültig und müssten lediglich ergänzt werden, um das besser zu verstehen, was er die „postmodern gewordene Neurose“ nennt. Meine These lautet gewissermaßen umgekehrt: In den postmodernen Formen der Identitätsbildung reproduzieren sich auf einer symbolischen Ebene geradezu die Basisinteraktionen der Subjektwerdung, die in den Lebenswelten einer vorreflexiven Moderne unsichtbar geblieben sind. Von den performativen Mustern zeitgenössischer, auf der Bühne der Öffentlichkeit vorgetragener Selbstkonzeptualisierungen lässt sich deshalb – im Umkehrschluss - etwas erfahren über die intersubjektive Genese des Selbst.

III. Brauchen wir eine neue Zeitdiagnose?

Wenn Horst-Eberhard Richter in diesen Tagen vom „Ende der Ego manie“ spricht, werden wir unvermeidlich erinnert an diese „Kultur des Narzissmus“, gegen die sich seine Hoffnung zu richten scheint, an jene psychoanalytisch inspirierte Zeitdiagnose, die Christopher Lasch (1979) vor nunmehr über zwanzig Jahren vorgetragen hat. Werfen wir einen Blick zurück auf diese Vorzeit. Die Erfolgsgeschichte des psychoanalytischen Narzissmusbegriffs hatte in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht. Die Psychoanalyse, damals auf dem Gipfel ihrer gesellschaftlichen Anerkennung, hatte eine neue Strömung hervorgebracht, die als eine Art erweiterte Narzissmustheorie mit dem Namen Kohut eng verbunden und heute als Selbstpsychologie etabliert ist. Im zeitdiagnostischen Diskurs hatte die narzisstische Persönlichkeit die autoritäre als vorherrschenden Sozialcharakter abgelöst und galt in der kritischen Pädagogik gar als „neuer Sozialisationstyp“ (Ziehe 1975). Der Narzissmus war als „protestantische Ethik von heute“ (Sennett 1983) zur Signatur einer ganzen Epoche erklärt geworden.

Dieses Modell der narzisstischen Vereinzelung, das die sozialwissenschaftlichen Analysen einer in unverbundene Individuen zerfallenden Single-Gesellschaft begleitete, hat im Zeitalter des digitalen Kapitalismus offenbar ausgedient. Eine Generation später taugt es womöglich nicht mehr für eine allseitig vernetzte Welt, in der es um Verbindung untereinander geht. Es scheint, als ob die Beziehung zum Anderen, auch wenn sie virtueller Natur ist, ein Revival erlebt. Interaktion ist der Schlüsselbegriff des beginnenden 21. Jahrhunderts, wie wir am Siegeszug der neuen Medien sehen. Die diskursive Hochkonjunktur des Narzissmus zumindest ist vorbei.

Warum aber haben wir das Gefühl, dass der öffentlich demonstrierten Verbindung über das mobile Telefon etwas penetrant Narzisstisches anhaftet? Wie kommt es, dass wir die liebevoll gestaltete home-page, die auf den interessierten Betrachter im Internet zielt, gleichwohl mit dem Narzissmus assoziieren? Die Vorführung intimster Details des Privaten in den interaktiven Formaten des entfesselten Fernsehens, hat sie nicht eine narzisstische Funktion? Das sehnliche Warten auf den klingenden Anruf in der überfüllten S-Bahn, das genüssliche Registrieren der Besucher auf dem Computer-

Zählwerk der eigenen Web-site, die selbstgefällige Präsentation vor dem Auge der Kamera – all diese lebensweltlichen Kapriolen des zeitgenössischen Alltags weisen darauf hin, dass der betrachtende Andere bei diesen Verrichtungen eine wichtige Rolle spielt.

Die nach innen gerichtete Selbstvergewisserung des *cogito ergo sum* (übrigens das subjektphilosophische Vorbild der Introspektion) wird in einer medialen Welt durch den identitätsstiftenden Austausch mit einem Publikum abgelöst, das uns nicht nur auf den alten Veranstaltungen des Show-Business, in den neuen Formaten des interaktiven Fernsehens oder auf den Web-Seiten des Internet begegnet, sondern zunehmend auch in den Marketingstrategien von Wissenschaftsunternehmern, den theatralen Inszenierungen von Politik und den Niederungen des Alltags. Das schier unersättliche Bedürfnis danach, gesehen zu werden, verweist auf die eigenartige Qualität von narzisstischen Phänomenen, die anscheinend keineswegs solipsistischer Natur sind. Die Sehnsucht nach Spiegelung scheint ebenso zur Ausstattung des zeitgenössischen Sozialcharakters zu gehören wie der Distinktionsgewinn, den wir durch die feine Unterscheidung vom Anderen zu erzielen hoffen.

Die öffentliche Spiegelung bringt die szenische Struktur des Narzissmus, die intersubjektive Kehrseite der Selbstbezogenheit erst zum Vorschein. Sie lässt uns nicht nur etwas ahnen vom Muster der Identitätsbildung in einer wahrhaft „reflexiven“ Moderne, sondern auch vom unausgeschöpften Potential einer psychoanalytischen Kategorie, die mit ihren Konnotationen der Objektlosigkeit lange - und zu Unrecht, wie ich meine - als Kennzeichen der Monadenhaftigkeit des Menschen galt und der „Amöbensage“ von der ursprünglichen Einsamkeit des Homo sapiens zu entstammen schien. Das reflexive Muster einer im Spiegel des Anderen entstehenden Selbstvergewisserung, das im Unbewussten des Narzissmus verborgen ist, setzt sich in den performativen Akten des medialen Narzissmus gewissermaßen „in Szene“.

Vieles spricht dafür, dass wir für die Erforschung der vorherrschenden Identitätsmuster der Gegenwart, ein intersubjektives Paradigma brauchen, ein Paradigma, das auch den suggestiven Botschaften an die Welt gerecht wird, die in den zeitgenössischen Identitätsstörungen (gar nicht so tief übrigens) verborgen sind, nämlich den unbewussten Appellen an den Anderen, die wir mit einem gewissen Maß an Empathie dechiffrieren können: *Schau mich an, höre mir zu, beachte mich, bewundere mich, liebe mich, erkenne mich an!* Oder: *Wenn Du solche Erwartungen enttäuschst, ziehe ich mich von Dir zurück oder greife Dich an!* oder aber: *Mit einer Welt, die mich so behandelt, will ich nichts zu tun haben!* Im Übertragungsgeschehen, und das nicht nur bei der Behandlung narzisstischer Störungen, sind wir Adressaten solcher suggestiver Mitteilungen, wie wir bei der Analyse unserer Gefühle der Gegenübertragung erkennen.

Wenn wir aber das massenhafte Auftreten solcher Phänomene bedenken, dann stößt unsere berufsbedingte Neigung, hier entsprechende klinische Terminologien anzuwenden und auf der Ebene der Persönlichkeit narzisstische Strukturen zu diagnostizieren, rasch an eine Grenze. Diese Grenze ist schlicht dadurch markiert, dass das Pathologische das von der Norm Abweichende zu sein hat, die Ausnahme, nicht die Regel. Nein, wir haben es hier mit Erscheinungen des Zeitgeists zu tun, die uns etwas über das Wesen sozialer Integration sagen, über zeitgenössische Prozesse der gesellschaftlichen Teilhabe, die zugleich Formen anerkannter Individuierung bereithalten. Ausgehend von den bizarren Rändern der Lebenswelt können wir heute, wie Freud schon zu seinen Zeiten, zu zeitdiagnostischen Einsichten gelangen, die wir uns mit dem Vokabular kulturkritischen Abscheus bloß verstellen.

IV. Von *Big Brother* bis zum Terror - ein universelles Panoptikum medialer Selbstinszenierung

Um Ihnen eine Zahl zu geben: Für die zweite Staffel von *Big Brother*, ein Pionierformat der sog. Reality-soaps, das ich lieber Big Mother nennen würde – es ging darum, sich tag und nacht beim Gruppenleben auf eng begrenztem Raum beobachten und belauschen zu lassen - haben sich 70.000 (!) Jugendliche beworben. An diesem überaus erfolgreichen und inzwischen weltweit exportierten Format lässt sich exemplarisch ein Muster postmoderner Identitätsfindung aufzeigen, das uns allen zu denken geben sollte.

Solche Formate – das wäre meine Vermutung - erhalten deshalb diesen Zulauf, weil sie einfachen Menschen Gelegenheit geben, sich zu zeigen und aus der Anonymität ihres trostlosen Alltags aufzutauchen: In der Spiegelung durch das Medium erhalten sie so etwas wie Identität. Nach dem gleichen reflexiven Prinzip funktionieren die Talk-shows am Nachmittag, Der namenlose Gast verwandelt sich in eine Person, weil andere ihm bei der Schilderung seiner traurigen Lebensgeschichte, seiner neurotischen Wut auf die unfähigen Eltern, seinem eifersüchtigen Hass auf die gemeine Schwester oder seiner maßlosen Enttäuschung über die untreue Freundin zuhören. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, ob es Beifall gibt, Gelächter oder Buh-Rufe – Hauptsache, man steht für eine Weile im Rampenlicht. Im Kern geht es um das Gesehen- und Gehört-werden - und es geht um das Gefühl der Anerkennung, die damit verbunden ist.

Die inzwischen grassierenden Quiz-, Casting- oder Therapie-shows bedienen das gleiche Massenbedürfnis. Der mediale Narzissmus, früher den Reichen, den Schönen und den Bedeutenden vorbehalten, hat in diesen interaktiven Formaten des Fernsehens seine sozialen Schranken geöffnet und lädt die ehemals Ausgegrenzten ein, am reflexiven Kampf um die Ressource Prominenz teilzuhaben. Die Underdogs haben die Botschaft der Postmoderne verstanden: Wer etwas werden will, muß sich in die Kamera drängen und von ihr beachtet werden. Die Leute bräuchten "den Blick der Kamera als Beweis für ihre Existenz" – so hat der slowenische Zeitgeistdiagnostiker Slavoj Žižek (2000) diesen subjektkonstituierenden Charakter des Fernsehens in einem Zeitungsbeitrag unter der Überschrift: "Die Kamera liebt dich!" einmal benannt. Die Teilnehmer interaktiver TV-Shows bieten sich dem Medium an, weil sie sich davon eine Steigerung ihres Werts versprechen, in einer Münze, die auf dem Markt des medialen Narzissmus etwas zählt: angeschaut werden, auffallen, sich unterscheiden, etwas Besonderes sein.

Die Dauerbeobachtung im Container von *Big Brother* hat den Teilnehmern zunächst Identität verliehen und dann zur kleinen Karriere im selbstreferentiellen Milieu der multimedialen Welt verholfen. Zlatko hat es vorher nicht gegeben, er ist im Labor des interaktiven Fernsehens erst entstanden: Als Ausbund von Zivilisationsresistenz und unverbildete Emanation des Authentischen durfte der zur Kult-Figur aufgestiegene (und inzwischen längst vergessene) Darsteller einer subproletarischen Stammtischexistenz außerhalb des Containers die Welt der Spaßkultur für eine Weile bedienen - und von ihr profitieren. Zlatko war das Subjekt-Objekt eines eigentümlichen Marktes, auf dem das Authentische gesucht wird wie ein seltenes Gut, das man den Zuschauern als kostbare Trouvaille präsentieren kann.

Im reflexiven Auge der Kamera wird aber das Echte ständig in die Pose umgewandelt. Realität und Fiktion lassen sich im medialen Spiegelkabinett der Postmoderne kaum noch unterscheiden. Das Lebendige und das bloß Gespiegelte schieben sich

unauflöslich ineinander. Nach dem gleichen Muster funktioniert inzwischen das Marketing von Politik und Sport, Literatur und Wissenschaft, wobei der individuelle Narzissmus mit der kunstgerechten Inszenierung aufs beste harmoniert. Am Ende wissen wir nicht mehr, wer jemand wirklich ist. Das öffentliche Selbst entsteht in diesen postmodernen Inszenierungen von Identität als medial mehrfach gebrochene Selbstbezüglichkeit und ist von einem künstlerischen oder gar privaten Selbst kaum mehr zu unterscheiden.

Selbst das Verbrechen bedient sich längst des medialen Rückkoppelungsmechanismen. Im „*rampage-killing*“, einer us-amerikanischen Variante öffentlich begangener, scheinbar motivloser Morde (ich erinnere an die Serie von *Higschool-shootings* in den USA, die vor einiger Zeit die Welt erschütterten), geht es dem Täter vor allem um mediale Aufmerksamkeit und damit um die Inszenierung eigener Bedeutsamkeit, vom Kino längst vorgeführt. Nehmen sie etwa *Natural Born Killers* von Oliver Stone, wo das Gangsterpaar vor allem daran interessiert ist, bei seinen Bluttaten in Supermärkten und anderen öffentlichen Orten von den Überwachungskameras gefilmt zu werden, in den Medien präsentiert zu sein und auf diese Weise Kultstatus bei der Jugend zu gewinnen. In der letzten Szene dieses Films lassen sie den Sensationsreporter, der ihre Flucht aus dem Gefängnis fördert und für das Fernsehen live überträgt, um selbst berühmt zu werden, sie lassen ihn die laufende Kamera auf dem Boden abstellen und seine eigene Erschießung vor dem Fernsehpublikum dokumentieren – ein böser Kommentar zur narzisstischen Selbstreferentialität des Mediums. Ein aktuelleres Beispiel ist der Film *Fifteen Minutes*, in dem Robert de Niro den ermittelnden Detective spielt: Die eine der beiden psychopathisch gezeichneten Hauptfiguren gibt den sadistischen Killer, während die andere die Videoaufnahme herstellt, die dann in der gleichnamigen täglichen Fernsehsendung vorgeführt wird und beide berühmt macht.

Die neueste Variante dieser Form von narzisstischer Identitätsbildung haben wir am 11. September des letzten Jahres erlebt. Wir müssen vermuten, dass nicht nur religiöser Hass gegen den gottlosen Westen die islamistischen Kommandos beflügelte, sondern auch eine grandiose Phantasie, die sich hinter der Fassade der heiligen Tat verbarg: die todesmutige Vernichtung der vermeintlichen Symbole des Bösen diente auch der Herstellung eigener Größe. Vertraut mit der Bilderwelt des Westens schufen die Selbstmordattentäter ein bleibendes Bild der eigenen Mächtigkeit und der Ohnmacht des verletzten Gegners – mit uns allen als universellen Augenzeugen. Freilich, um das hinzuzufügen und Missverständnissen vorzubeugen, sind auch die westlichen Reaktionen nicht frei von Mustern eines verletzten Narzissmus, wie er sich in der Renaissance eines manichäischen Weltbilds spiegelbildlich äußert: Wenn auf beiden Seiten das Gute den Kampf gegen das Böse führt, ist die wechselseitige Vernichtungsphantasie eines kollektiven pathologischen Narzissmus zu ahnen, der es um die Auslöschung des jeweils Anderen geht. (Man ist geneigt, von einer unerkannten, kollektiven Gegenübertragung zu sprechen, die bekanntlich durch Übertragung induziert ist.)

Das Gemeinsame in diesem disparaten Panoptikum von Selbstinszenierungen scheint mir folgendes zu sein: In den Feedback-Schleifen einer globalisierten Gesellschaft demonstriert der mediale Narzissmus in symbolischer Form - wir sind auf die Resonanzräume unserer Welt existentiell angewiesen, wenn wir wissen wollen, wer wir sind. Was hat nun die Psychoanalyse zu dieser Vermutung zu sagen?

V. Die intersubjektive Wende - auch das Ende des psychoanalytischen Dualismus?

Noch in der Larmoyanz, mit der über den Zustand der medialisierten Welt und die außengeleiteten, eigentlich subjektlos gewordenen Subjekte geklagt wird, ist die schmerzliche Sehnsucht nach einer verlorenen Zeit spürbar, in der die Autonomie der Maßstab aller Utopie war, ein freies Subjekt, das sich in seinem Inneren unabhängig wähnen konnte von den Abhängigkeiten der sozialen Realität und gerade deshalb in der Lage sein sollte, der Gesellschaft kritisch gegenüberzutreten. Aber dieses legendäre autonome Subjekt war immer schon eine philosophische Abstraktion, eine narzisstische Fiktion, könnte man geradezu sagen. Mit der Entdeckung des Unbewussten hatte Freud dieses souveräne Ich längst entthront und ihm die Herrenrolle im eigenen Haus entzogen. Darüber hinaus hatte die konstitutive Funktion, welche die Psychoanalyse den Objekten bei der Entwicklung der Selbststrukturen zuschreibt, dem Ich gewissermaßen sein Zentrum geraubt, weil man das Unbewusste als dessen Anderes verstehen konnte.

Mit der organismischen Lokalisierung des Unbewussten, der biologischen Verankerung des Triebs im Es und der Theorie des „psychischen Apparats“ wurde das *dezentrierte* Subjekt metapsychologisch wieder *rezentriert* - das ist zumindest die Argumentation von Laplanche (1996), der ich hier folge (Laplanche: Das Unbewusste sei nicht nur das Andere, sondern auch der Andere, der als Verführer jene unbegriffenen Botschaften verkörpere, die den Trieb erst entstehen lassen; Sexualität komme gewissermaßen von aussen, nicht aus dem Innen des Trieblebens). Deshalb findet sich der subjektphilosophische Dualismus von Individuum und Gesellschaft auch in der Psychoanalyse, die ihn im Antagonismus von Ich und Realität, Trieb und Kultur, Innen und Außen fortschreibt. Das Ich ist irgendwie in uns drin, die Seele hat ihren Sitz im Körper – an dieser Vorstellung hat sich auch dadurch nichts geändert, dass wir sie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ‚Psyche‘ nennen.

Die Psychoanalyse wusste es aber gleichzeitig besser: Indem sie in der Genese des Ich die Geschichte seiner Objektbeziehungen findet, sprengt sie die zweiwertige Logik von entweder Innen oder Außen durch ein Zwischen, fügt den beiden scheinbaren Antagonisten Subjekt und Objekt etwas Drittes, etwas Vermittelndes hinzu. Weil Freud im Ich den „Schatten des Objekts“, im Selbst also die Sedimente des Anderen entdeckt hatte, wird diesen Dichotomien metapsychologisch der Boden entzogen. Der Gegenstand der Psychoanalyse, immer noch das Subjekt, entsteht erst dadurch, dass es sich die Welt über internalisierte Objektbeziehungen aneignet. Das ist der Grund, weshalb die Wissenschaft vom Unbewussten in der Postmoderne – gewissermaßen einer reflexiv gewordenen, zweiten Moderne - eben nicht veraltet. Darauf hat kürzlich erst Axel Honneth (1999) hingewiesen in seinem Versuch, die Psychoanalyse anerkennungstheoretisch zu begründen und ihr Vokabular zur Dechiffrierung der Vielfalt postmoderner Identitätswürfe zu verwenden. Sie kann das aber nur – meine ich, und man sollte das nicht mit einem gnadenlosen Intersubjektivismus verwechseln -, wenn sie das intersubjektive Potential ihrer eigenen Begrifflichkeit entfaltet.

Inter heißt bekanntlich *zwischen*. Dieses Zwischen spielt - als vermittelndes Drittes – in der Objektbeziehungstheorie eine konstitutive Rolle bei der Subjektwerdung. Winnicotts Paradoxien bieten die eindringlichsten Sprachbilder dafür: Der Säugling, den es ohne Mutter gar nicht gibt; der nicht spürt, wenn er gehalten wird (erst wenn er fällt, spürt er das, und zwar als Vernichtungsangst); der das Objekt erschaffen muss, das er doch zugleich vorfindet, indem dieses Objekt seiner Aggression standhält. Für das, was wir die intersubjektive Genese des Subjekts nennen, liefert

uns Winnicott (1995) gewissermaßen auch die Urszene: Der Blick der Mutter gibt dem Säugling eine erste Ahnung davon, wer er ist; er schaut sie an und spürt in ihrem Gesicht, wie sie ihn sieht. Das wäre der eigentliche Geburtsakt des Selbst, eine reflexive Bewegung nämlich vom Subjekt zum Objekt und wieder zurück, die wir als identitätsstiftende Spiegelung begreifen können.

Eine solche Bewegung – so vermute ich - liegt auch dem Narzissmus zugrunde, der von dieser Urszene seinen Ausgang zu nehmen scheint. Er ist gerade nicht jene Selbstbespiegelung, die ohne Objekt auskommt. Die Anderen sind der Spiegel, in dem wir unser Selbstbild reflexiv erwerben und unser Selbstwertgefühl regulieren, ihnen gilt der unbewusste Blick in der Erwartung von Echo oder Spiegelwirkung. Wir betrachten dabei insgeheim den Anderen, wie er uns betrachtet und reagieren auf das, was wir sehen, vermuten oder phantasieren. Aber wir behaupten zugleich auch die Unabhängigkeit von der Welt und schützen uns vor der schmerzhaften Erfahrung von Abhängigkeit, der wir im Wunsch nach Anerkennung doch unbewusst Tribut zollen.

Der Narzissmus verkörpert den archaischen Rest jener vorindividuellen Zeit, wo das entstehende Selbst noch existentiell auf das frühe Objekt angewiesen war, von dem es noch nichts wissen konnte und dessen Schatten es doch trägt, das „ungedachte Bekannte“, wie Christopher Bollas (1987), diese Erinnerung nennt, die im vorsprachlichen Gedächtnis sensomotorisch aufgehoben ist. Er vermittelt gewissermaßen zwischen Selbst und Objekt. Deshalb kann der Narzissmus als Chiffre gelesen werden für den intersubjektiven Charakter von Identität.

VI. Psychoanalytischer Prozess als durch Anerkennung „gebrochene“ Spiegelung

Im letzten Teil meines Vortrags will ich die identitätsstiftenden Wirkung der Spiegelung, am psychoanalytischen Prozess selbst demonstrieren.

Die aktuelle psychoanalytische Debatte über Intersubjektivität (vgl. Dunn, J., 1995; Psyche Themenheft 'Therapeutischer Prozess als schöpferische Beziehung. Übertragung, Gegenübertragung, Intersubjektivität', 53/1999 (Heft 9/10), ist ja vor allem eine über den Charakter des therapeutischen Prozesses, nicht über die Genese des Subjekts. Bei Thomas Ogden (1998) fällt bekanntlich beides zusammen: Das Subjekt entsteht im psychoanalytischen Prozess, den es als "subject of analysis" verlässt, als „homo postanalyticus“, wie Reimut Reiche (1999) das in der psychoanalytischen Situation geborene Wesen nicht ohne Ironie genannt hat. Was ist nun dieses „Subjekt der Analyse“, wenn es sich nicht bloß um einen grandiosen psychoanalytischen Schöpfungsmythos handelt? Das „analytic third“, antwortet Ogden nicht weniger rätselhaft, sei etwas Drittes, das aus der Beziehung zwischen Analysand und Analytiker auftaucht. Aber wie kommt dieses emergente Dritte zustande? Lesen wir bei Ogden nach: „Der intersubjektive analytische Dritte wird als drittes Subjekt aufgefasst, das durch das unbewusste Zusammenspiel von Analytiker und Analysand geschaffen wird; zugleich werden Analytiker und Analysand im Akt der Erschaffung des analytischen Dritten erzeugt. (Es gibt keinen Analytiker, keinen Analysanden, keine Analyse ausserhalb des Prozesses, durch den der analytische Dritte geschaffen wird.)“ (Ogden 1998, S. 1071)

Die Konstruktion bleibt rätselhaft, aber wir entdecken in ihren Formulierungen die Umschrift von Winnicotts intersubjektiver Genese des Subjekts: Ohne die Mutter, die ihn hält, gibt es den Säugling nicht. Bereits der Anfang ist abgeleitet. Im potentiellen

Raum für Emergenz gibt es kein Ich ohne ein alter ego, kein Selbst ohne den Anderen, keinen Analysanden ohne Analytiker – und keinen Narzissmus ohne Intersubjektivität. Ich schlage vor, diesen Raum konzeptionell auch für die frühesten Erfahrungen des Gespiegeltwerdens zu öffnen, wie sie in der analytischen Situation auf der Ebene der Grundstörung wiederholt werden (vgl. Balint 1970, Grunberger 1976). Dann würde auch die Spiegelfunktion ihre traditionell solipsistische Konnotation verlieren: Das „Gesicht der Mutter (wäre) der Vorläufer des Spiegels“ (Winnicott 1995, S.128), in dessen Reflexion der Säugling eine erste Ahnung davon herausbildet, wer er ist; und der Psychoanalytiker bildete keinen glatten Spiegel der Indifferenz, sondern einen durch Anerkennung „gebrochenen“ Spiegel - ich benutze dieses Bild in der gleichen Weise wie es Axel Honneth (2000) benutzt hat, als er die Liebe als „eine durch Anerkennung gebrochene Symbiose“ bezeichnet hat -, in dem der Patient sich mitsamt seinen in der Störung abgespaltenen Selbstanteilen als ein Anderer erkennen kann. So wird das Subjekt geboren: Aus der Mutter-Kind-Dyade bzw. der therapeutischen Dyade, aus einer kreativen Zweierbeziehung also, taucht etwas Drittes auf, das vorher noch nicht da war.

Der "homo postanalyticus" wäre jemand, der die Perspektive des Analytikers übernommen hat und neugeboren ein Leben nach der Analyse aufnimmt: "Analyse beginnt - im Gegensatz zur Menschwerdung - nicht mit der Perspektivenübernahme, sondern hört mit ihr auf" - so hat Reiche (1999) die gewagte Analogie zwischen Säugling und Patient auf ihren Beziehungskern verdichtet. Eine erfolgreiche Psychoanalyse ende damit, dass der Patient das Verstörende der Deutungen, die für ihn zunächst eine Missachtung seiner eigenen Sicht bedeutet, schließlich unter Schmerzen als das entfremdete Eigene in Gestalt einer neuen Sicht anerkennen kann, die ihn erst zum Subjekt macht. Wer sich als Patient einer Psychoanalyse unterzieht, setzt sich der Anstrengung aus, in der Beziehung zum Therapeuten und im Spiegel von dessen Deutungen sein Selbstbild zu verändern. Der Dritte wäre der reflektierende Analytiker und das Dritte wäre das in diesem Spiegel sich verändernde „Subjekt der Analyse“, das durch den psychoanalytischen Prozess einen anderen Blick auf sich gewonnen hat.

Mein Vorschlag läuft also – das wird Ihnen nicht entgangen sein - auf eine Rehabilitierung der Spiegel-Metapher hinaus, die in den letzten Jahren Kredit verloren hat, weil sie, einer Ein-Person-Psychologie angehörend, den intersubjektiven Charakter des therapeutischen Prozesses verfehlt. Damit es kein Missverständnis gibt: ich teile die Auffassung, dass der Analytiker kein anonymer, passiver, objektiver Teil der therapeutischen Interaktion ist; ich bin nur nicht der Ansicht, dass die Spiegelmetapher das zum Ausdruck bringt. In einem leeren Bildschirm, auf einer weissen Leinwand, in einem undurchsichtigen Therapeuten kann sich kein Patient erblicken. Der spiegelnde Analytiker ist ein höchst lebendiger, aktiver und subjektiver Teilnehmer an einem Prozess, in dem der Analysand in seinen Übertragungen alte Bilder von sich und seiner Beziehung zur Umwelt entwirft, die in der therapeutischen Reflexion neu betrachtet und verändert werden können. Aber in seiner Spiegel-Funktion wirft der Analytiker nicht ein projiziertes Selbstbild zurück, sondern er fungiert als der Andere, aus dessen Perspektive sich der Analysand betrachtet sieht und selbst betrachten lernt. Der Spiegel, meine ich, gehört einer „Zwei-Personen-Psychologie“ an - freilich einer „Zwei-Personen-Psychologie nur einer Person“, wie André Green in einer fein differenzierenden Wendung die psychoanalytische Situation versteht. Das *Videor ergo sum*, macht auch den therapeutischen Spiegel zu einer Metapher der Intersubjektivität.

Lassen sie mich mit zwei Bemerkungen von Winnicott enden, dessen Einsichten ich nicht nur den Titel dieses Vortrags verdanke. In seinem Beitrag über die

Spiegelfunktion schreibt er in deutlicher Anspielung auf Descartes: "Wenn ich sehe und gesehen werde, so bin ich." ((Winnicott 1995). An einer anderen Stelle heißt es: "Ich bekomme (wie ein im Spiegel gesehenes Gesicht) den Beweis zurück, den ich brauche, dass ich als Wesen erkannt worden bin" (Winnicott 1974) Das klingt ein wenig religiös, aber es gilt für die therapeutische Beziehung, es gilt für den medialen Narzissmus, und es gilt für die *conditio humana* überhaupt: Videor ergo sum!

Literatur

Adorno, T.W & M. Horkheimer (1944): Dialektik der Aufklärung, Amsterdam.

Altmeyer, M. (2000): Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit. Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen.

Altmeyer, M. (2001): Big Brother und andere Inszenierungen von postmoderner Identität. Das neue Subjekt entsteht im Auge der Kamera, Psychotherapie und Sozialwissenschaft 2, Band 3

Balint, M. (1969): Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse, Stuttgart

Bollas, C. (1987): Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte: Zur Psychoanalyse der frühen Kindheit. Stuttgart

Dunn, J. (1995): Intersubjectivity in psychoanalysis: a critical review, Int. J. Psychoanal. 76, 723-738

Grunberger, B. (1976): Vom Narzissmus zum Objekt. Frankfurt

Honneth, A. (1999): Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität. Psyche 53

Lacan, J. (1936, 1973): 'Das Spiegelstadium als Bildner des Ich', in: ders., Schriften I, Olten und Freiburg i. Br.

Laplanche (1996): Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse. Fischer Frankfurt

Lasch, Ch. (1980): Das Zeitalter des Narzissmus. München

Matt, P. v.(1979): Die Opus-Phantasie. Das phantasierte Werk als Metaphantasie im kreativen Prozess', Psyche 33

Ogden, Th. (1998): Lebendiges und Totes in Übertragung und Gegenübertragung, Psyche 52

Postman, N. (1983): Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt/M. (Fischer)

Psyche Themenheft (1999): 'Therapeutischer Prozess als schöpferische Beziehung. Übertragung, Gegenübertragung, Intersubjektivität', 53 (Heft 9-10)

Reiche, R. (1968): Sexualität und Klassenkampf. Frankfurt

Reiche, R. (1991): Haben frühe Störungen zugenommen? Psyche 45/91

Reiche, R. (1999): Subjekt, Patient, Außenwelt: Psyche 53/99

Reiche, R. (2000): „...versage uns die volle Befriedigung“ (Sigmund Freud). Eine sozialwissenschaftliche Zeitdiagnose der gegenwärtigen Kultur. Zschr.f. psa.Th.u.Pr, XV,1,

Sennett, R. (1976, 1986): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Fischer Frankfurt.

Singer, W. (1998): Die Entwicklung und Struktur von Repräsentationen im Gehirn. Vortrag im Frankfurter Psychoanalytischen Institut am 8.5.1998

Winnicott, D.W. (1965, 1974): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, München.

Winnicott, D.W. (1971, 1995): Vom Spiel zur Kreativität. Klett-Cotta Stuttgart.

Ziehe, T. (1975): Pubertät und Narzissmus. Frankfurt – Köln.

Zizek, S. (2000): "Die Kamera liebt dich". Unser Leben als Seifenoper. Süddeutsche Zeitung v. 28.3.2000.

Dr.rer.med., Dipl. Psych.
Martin Altmeyer,
Roederichstraße 8
D – 60489 Frankfurt/Main